

Warnhinweis

Die Handlung dieses Romans enthält illegale Drogen, Musik in gehörschädigender Lautstärke, Autofahrten ohne Sicherheitsgurt, mehrere gesetzwidrige Streiks, eine nicht angemeldete Demonstration, einen anstößigen Liedtext (Masturbation), drei dem Kommunismus nahe stehende Personen sowie diverse nicht salonfähige Kraftausdrücke. Nicht enthalten sind dagegen folgende Inhaltsstoffe: eine rätselhafte Mordserie, ein schrulliger Dorfkommisar mit Beziehungsproblemen, eine schwere Kindheit in der DDR, eine Familiensaga, eine bitter-süße oder tragisch endende Liebesromanze, ein geheimnisvolles Verschwinden, das Auftauchen eines geheimnisvollen Fremden, ein Wissenschaftler auf der Spur eines satanistischen Geheimbundes, ein schwieriger Prozess der Selbstfindung sowie sonstige Zutaten irgendwie gearteter bekannter Genres. Warnung: Bei Vorliegen entsprechender Erwartungsdispositionen kann die Lektüre zu schweren Entzugserscheinungen, Ratlosigkeit und Verwirrungszuständen führen. Etwaige Haftungsansprüche aufgrund damit assoziierter Akut- und Folgeschäden werden hiermit vorsorglich ausgeschlossen. Weiterlesen auf eigene Gefahr!

1

Zwischen Hoffen und Bangen

Am 20. Juli 1969 stieg ein vermummter Mensch aus einem Blechgehäuse, kletterte unbeholfen eine Leiter hinab und setzte schließlich erst einen, dann zwei Füße auf den staubigen Boden. Nun sollte er etwas Historisches von sich geben, aber vor Aufregung verhaspelte er sich und brachte den lange geübten Satz nur halbwegs richtig heraus: „That’s one small step for man, one giant leap for mankind.“ Die Welt nahm es nicht so genau, denn der Mann war ein Held. Er hieß Neil Armstrong, war amerikanischer Astronaut und hatte soeben Weltgeschichte geschrieben: Als erster Mensch hatte er einen Himmelskörper außerhalb der Erde betreten. Sagenhaft!

Meine eigene Geschichte sollte sich mit diesem Ereignis zeitlich kreuzen, ohne dass ich zuvor die leiseste Ahnung davon hatte. Sie beginnt in Paris, im Frühherbst jenes turbulenten Jahres, dem eine ganze Generation ihren Namen verdankt: 1968. Ich war achtzehn, stand kurz vor dem Abitur, und ein gütiges Geschick hatte den Weg für eine vierzehntägige Klassenfahrt in die Hauptstadt der Grande Nation frei gemacht. Um zu ermitteln, was das bedeutet, muss man die Vorgeschichte kennen: An dem Gymnasium, das ich in meiner Heimatstadt Bremen besuchte, gab es einen alt- und einen neu-sprachlichen Zweig. Das bedeutete in der achten Klasse, zusätzlich zu den Pflichtfächern Latein und Englisch zwischen Altgriechisch und Französisch zu wählen. Ich hatte mich für Französisch entschieden, weil ich fand, eine tote Sprache – wie

interessant auch immer – sei völlig ausreichend, um im späteren Leben zurechtzukommen. Außerdem erschien mir das Parlieren im eleganten Idiom unseres Nachbarlandes weit weltmännischer, als Homer, Platon oder Sokrates im Originalwortlaut zitieren zu können.

Nun hatte die Griechisch-Klasse im Jahr zuvor eine zweiwöchige Bildungsreise ins Land ihrer Sehnsucht unternommen – was bei uns „Franzosen“ umso mehr Neid schürte, als es den Mitschülern auf wundersame Weise gelungen war, das Fernsehen von Radio Bremen als Sponsor mit einzuspannen. Ein Aufnahmeteam begleitete die Klasse auf ihrem gesamten Griechenlandtrip und brachte die Reportage später im dritten Programm; oder war es sogar das erste? Jedenfalls gab es vermutlich keinen von uns, der die Ausstrahlung nicht mit gemischten Gefühlen verfolgt hätte. Einerseits war es faszinierend, andererseits nur schwer zu ertragen, die Parallelklässler fröhlich unter der griechischen Sonne herumspazieren zu sehen; an weißen Stränden, in quirligen Städten, schattigen Häfen und den Ruinen antiker Tempelanlagen. Außerdem erfuhren wir bei dieser Gelegenheit, dass keineswegs nur der Hunger auf hellenische Kultur gestillt worden war, sondern auch durchaus leibliche Gelüste. So wusste einer der Mitreisenden zu berichten, dass man Retsina, wenngleich gewöhnungsbedürftig, ab der zweiten Flasche doch ganz gut trinken könne. Na dann prost. Die Lehrerschaft nahm das offenbar wohlwollend hin; schließlich konnte man alles in allem ein befriedigendes Fazit ziehen: Das Land der Griechen mit der Seele gesucht und gefunden, Bildungsauftrag erfüllt.

Wie frustrierend das alles auf uns arme Konkurrenten aus der Französisch-Klasse wirkte, kann man sich denken. Und

auch, dass wir uns sehr schnell einig wurden: gleiches Recht für alle. Also saßen wir da, achtzehn eifersüchtige Schülerinnen und Schüler, und sannen auf Revanche. Es war klar, wenn wir es den „Griechen“ nachtun wollten, konnte das Reiseziel nur Frankreich heißen. Und wenn schon Frankreich, warum dann nicht gleich Paris? Das war zwar nicht so weit weg und exotisch wie der Balkan, besaß dafür aber einen nicht zu verachtenden Glamour-Faktor. Paris, Hauptstadt der Liebe, der Musen, des Geisteslebens und des *Savoir vivre*! Alles was an gängigen Klischees in Umlauf war, wurde in die Waagschale geworfen und bestärkte uns darin, mit Klein-Klein erst gar nicht anzufangen. Paris, da hatte schon der Name etwas Magisches, und wir nahmen ihn mit lustvoller Erregung in den Mund – die männliche Fraktion der Klasse teils auch mit Hintergedanken an etwaige amouröse Abenteuer. Natürlich wären auch Martinique, La Réunion oder die Seychellen Ziele gewesen, mit denen wir die Konkurrenz der Parallelklasse auf Zwergenformat hätten stützen können; allerdings hätte vermutlich keiner von uns gewusst, wo diese Insel überhaupt liegen, von den Reisekosten ganz zu schweigen.

Was Letztere betraf, galt es ohnehin eine schwierige Hürde zu überwinden: Wir, beziehungsweise das Lehrerkollegium, mussten das Kunststück fertigbringen, unsere Pläne dem Bildungssenator der Hansestadt als Bildungs- und nicht als Lustreise zu verkaufen. Schließlich bedurfte das Projekt einer offiziellen Genehmigung; außerdem hatte die Parallelklasse Fördermittel aus dem Senatstopf erhalten, und auf die waren wir selbstverständlich ebenfalls erpicht. Oder vielmehr unsere Eltern, die uns letztlich mit dem nötigen Taschengeld versorgen mussten.

Die Reaktion fiel wie erwartet aus. Paris erwies sich als Reizwort, das auf empörte Ablehnung stieß, zumindest beim ersten zarten Vorfühlen. „Die sollen erst einmal Deutschland kennenlernen!“, wurde unser Klassenlehrer barsch beschieden – unverständlicher Weise, denn mit demselben Argument hätte man auch schon die Griechisch-Klasse abwimmeln können. Außerdem konnten wir schließlich geltend machen, unsere Sprachkenntnisse verbessern zu wollen, was bei Altgriechisch kaum plausibel gewesen wäre. Aber in unserem Fall stand offenbar der Verdacht im Raum, dass wir gar nicht auf kulturellen Gewinn aus waren, sondern uns Amüsement unter dem Deckmantel der Bildung erschleichen wollten. Haftete nicht allein schon dem Wort „Französisch“ etwas Halbseidenes, Leichtlebigen, Frivoles, wenn nicht gar Obszönes an? Und dann gar Paris, dieses verruchte Sündenbabel mit seinen zahllosen Versuchungen!

Möglicherweise kam auch noch etwas anderes hinzu, nämlich die Furcht, dass uns die Mairevoluzzer von der Sorbonne – die damals noch nicht „68er“ hießen – mit ihrem subversiven Ungeist infizieren könnten. Diese Sorge war allerdings insofern unbegründet, als wir damals politisch ohnehin weitgehend links angehaucht waren. Das Farbenspektrum, nicht nur in unserer Klasse und an unserer Schule, reichte von gemäßigt antiautoritär bis zum rotglühenden Mao-Fan. Kurz vor den Sommerferien hatte es der „Unabhängige Schülerbund“ sogar geschafft, den Schulhof eines anderen Bremer Gymnasiums zu kapern und dort mit Pfadfinderzelten ein Protestcamp gegen die geplanten Notstandsgesetze zu errichten. Und als Peter Zadek in unseren ehrwürdigen Hallen seinen Rebellenfilm „Ich bin ein Elefant, Madame“ drehte, waren wir mehr

oder weniger alle mit Begeisterung dabei. Als Komparsen durften wir tobendes Volk in der Aula simulieren; einige spielten sogar kleine Nebenrollen als renitente oder demonstrativ während des Unterrichts pennende Schüler.

Von dieser Warte aus betrachteten wir sogar die Pariser Mai-Unruhen mit einer Art gönnerhafter Herablassung. Hal Da konnten wir in Sachen Fronterfahrung locker mithalten; tagelange Straßenschlachten mit der Polizei hatte es in Bremen schließlich schon vier Monate vorher gegeben. Nach außen hin ging es darum, gegen eine Tariferhöhung der Bremer Straßenbahn zu protestieren – wenn ich mich recht entsinne, sollte der Preis pro Fahrt von sechzig auf siebzig Pfennig steigen. „Siebzig Pfennich – lieber renn ich“, lautete denn auch die Parole. Tatsächlich entlud sich bei dieser Gelegenheit jedoch eine allgemeine Wut auf „die da oben“, die mit ihren Untertanen bisweilen noch umsprangen wie zu Kaisers Zeiten. Die Bremer Straßenbahn AG war für uns Teil des Systems, also der Bösen, und somit gehörten wir, die Demonstranten, zu den Guten. Dass bei diesem und ähnlichen Anlässen hin und wieder der Schlachtruf „Ho-Ho-Ho-Chi-Münn!“ ertönte, mit grandios falscher Aussprache und Bremer Akzent intoniert, ist purer Lust an der Provokation zuzurechnen – schließlich hatte es der vietnamesische KP-Chef kaum in der Hand, an Bremer Nahverkehrstarifen oder deutschen Gesetzen zu schrauben. Aber das Thema Vietnam spielte bei solchen Straßenprotesten sowieso immer unterschwellig mit, also hielten wir uns an Che Guevaras Ausspruch „Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam!“, ohne groß über dessen Sinngehalt nachzudenken. Wie auch immer – wir schafften es zwar nicht, den Vietnamkrieg zu beenden, aber zumindest die Fahrpreiserhöhung wurde zu-

rückgenommen. Sieg!

Ob Moritz Thape, unser Bildungssenator, das alles bei seiner Entscheidung im Hinterkopf hatte? Wer weiß. Jedenfalls gab es ein denkbar langes und zähes Ringen zwischen Schule und Behörde. Fast drei Monate mussten wir um unsere Paris-Reise bangen, zwei Anläufe prallten wie Gummibälle ab, und wir waren schon drauf und dran, alle Hoffnung fahren zu lassen.

Doch eines Morgens schwenkte unser Klassenlehrer, Dr. Koch, bei Unterrichtsbeginn mit stoischer Miene einen Brief: „Raten Sie mal, was ich hier habe.“ Er war bekannt dafür, dass er seine Schüler gern auf die Folter spannte. Wir hielten den Atem an und warteten, aber er ließ uns noch ein paar Sekunden zappeln.

Es war der positive Bescheid des Senators. Die Nachricht kam dermaßen unerwartet, dass wir zunächst an einen schlechten Scherz glaubten. Erst allmählich dämmerte uns, dass sich der langgehegte Traum nun tatsächlich erfüllen würde. Paris, nous venons!

Wird die Klassenreise wie geplant über die Bühne gehen? Wird der Held der Erzählung seine amourösen Träume wahr machen? Oder wird das ganze Projekt im Chaos enden?

Das nächste Kapitel verrät, wie es weitergeht. „Summer of 69“ erscheint in Kürze, der Termin wird rechtzeitig auf dieser Website bekanntgegeben.